
PREIS 20 PFENNIG
VERLAGSORT HANNOVER
Das Deutsche Mädel
Die Zeitschrift des Bundes Deutsche
l in der HJ.
JAHRGANG 1940
APRILHEFT



Genau wie der große Preußenkönig immer dort war, wo die Entscheidungen fielen, Freud und Leid mit seinen Truppen teilte und mit seinem Feuergeist der wahre Mittelpunkt seiner ihm auf Tod und Leben verschworenen Armee gewesen ist, so kämpfen und marschieren heute unsere Truppen angesichts des Ersten Soldaten des Reiches, erfüllt von der Idee, die er schuf, und überzeugt von dem Recht, für das er kämpft. Kein Fremder wird je die Macht dieses gläubigen Fanatismus zu ermessen vermögen, der die Kraft unserer Wehrmacht in diesem Kriege vervielfacht hat.

Wir sind mitten im Kampfgebiet. Wir fahren durch zahlreiche kleine Dörfer, die alle unaussprechliche Namen mit entsetzlich vielen Konsonanten haben. Wir passieren brennende Höfe und deutsche Artilleriestellungen, MG.-Züge preschen an uns vorüber, dumpf dröhnen die Abschüsse der schweren Geschütze, die nicht weit von uns feuern. Links von uns gehen Panzer vor.

Immer dichter werden die Reihen der geschlossen vorwärts rückenden Truppen, die zum Stoß auf Skierniwicze angesetzt sind. Es sind nur noch drei Kilometer bis zur vordersten Front.

Tosender Jubel begleitet den Weg des Führers. Die Truppen, bevor sie zum Sturme antreten, wollen den Führer noch einmal sehen, ihn noch einmal mit dem alten Kampfruf der nationalsozialistischen Bewegung grüßen: „Dem Führer — Sieg Heil!"

Ihre Augen leuchten vor Stolz und Freude, und obwohl sie nun seit elf Tagen in ununterbrochenem Vormarsch sind, so ist doch keine Müdigkeit in ihnen. Aufrecht und in straffer Haltung kommen sie daher, und singend ziehen sie vorwärts in die Schlacht.

*

Am Nachmittag ist der Führer in Lodz. Während wir durch die Straßen fahren, reicht uns ein Kradschütze eine Meldung in den Wagen. Unser Pressefunkwagen, der am Schluß der Kolonne fährt, hat sie uns nach vorn geschickt. Es ist eine Reutermeldung, und während wir sie hier mitten in Lodz lesen, fangen wir alle an herzhaft zu lachen. Verkündet sie doch kurz und knapp, daß es heute vormittag den polnischen Truppen gelungen sei, Lodz wieder zu erobern! Wir reichen die Meldung zu den anderen Wagen hinüber, und überall erweckt diese plumpe englische Lüge stürmische Heiterkeit.

Mit doppeltem Interesse besehen wir uns nun die „wiedereroberte" Stadt. Der Besuch des Führers kommt völlig überraschend. Die Volksdeutschen können es gar nicht fassen, daß der Führer, auf den sie seit so vielen Jahren hofften und vertrauten, nun wirklich unter ihnen weilt. Desto größer ist natürlich der Jubel, mit dem sie ihm für ihre Befreiung danken. Helle Freude und tiefe Ergriffenheit mischen sich auf ihren Gesichtern, die Arme fliegen zum Deutschen Gruß empor, vergessen sind in diesem Augenblick die unermeßlichen Qualen zweier Jahrzehnte.

Neben den Volksdeutschen aber stehen die Soldaten der großdeutschen Wehrmacht, sie stimmen aus vollem Herzen in den Jubel ihrer Volksgenossen aus Lodz ein und bereiten ihrem Führer und Obersten Befehlshaber eine unvergeßliche Huldigung.

*

Wir stehen an der großen Brücke über den San, die von den Polen bei ihrem Rückzug gesprengt und verbrannt wurde und neben der jetzt schon wieder eine feste Holzbrücke gebaut ist, die selbst die schwersten Geschützzüge und Tanks trägt. Es sind ostmärkische Truppen, die hier marschieren. Sie haben ungeheure Marschleistungen hinter sich. Seit 14 Tagen kennen sie keine Ruhe. Sie lassen dem Feinde auch nicht eine Stunde Zeit, sich wieder zu



Wir alle, die wir diese Stunde miterleben dürfen, sind ergriffen von der Zuversicht und der Tatbereitschaft, die aus den Augen der Tausende von Soldaten dem Führer entgegenleuchten.

*

Gegenüber der niederländischen Gesandtschaft in **Warschau** ist eine kleine, tannengeschmückte Tribüne aufgerichtet, hinter der sich groß und leuchtend die Kriegsflagge des Reiches ausspannt. Von den Straßenbahnmasten wehen die Fahnen des Großdeutschen Reiches.

Brausender Jubel empfängt den Führer. Hell klingen die herrlichen Märsche auf mit ihrem wundervollen Rhythmus.

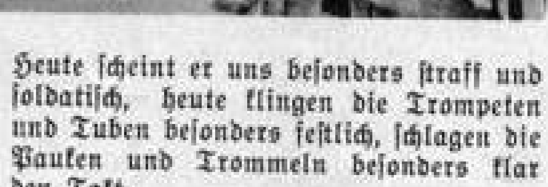
Der Führer an der Front bei einer Kartenbesprechung mit seinen Generälen

sammeln. Sie marschieren und marschieren, 40, 50, 60 Kilometer am Tag.

Glänzend ist ihre Haltung, sie kommen singend die sich zum Flußufer senkende Straße herab. Sie singen nicht nur die alten deutschen Soldatenlieder, sondern auch die vielen neuen, die dieser Feldzug geboren hat. Mit festem Blick marschieren sie voran. Sie sind sich der Leistungen bewußt, die sie schon hinter sich haben, und man spürt deutlich, sie werden sich mit diesen Taten noch nicht zufriedengeben.

Hell klingt ihr neues Lied zum Führer empor: „**Wir sind Soldaten und wollen Soldaten bleiben!**"

Der Führer grüßt jede einzelne Kompanie, die an ihm vorbeizieht, er grüßt die marschierende Infanterie, die Mannschaften an den Geschützen, an den MG.s, die Männer der schweren Artillerie, der Panzerabwehrwaffe, der Flaktruppen — alle, die im gleichen grauen Ehrenkleid zusammen vor dem Feinde stehen. Schon stehen wir weit über eine Stunde an diesem Platz, und noch immer zieht singend der graue Heerbann an uns vorüber, ostwärts dem weichenden Feinde nach.



Heute scheint er uns besonders straff und soldatisch, heute klingen die Trompeten und Tuben besonders festlich, schlagen die Pauken und Trommeln besonders klar den Takt.

Und da kommen sie heran, die Truppen, die den einzigartigen Siegeszug durch ganz Polen hinter sich haben. Wie ihre Augen blitzen, wie ihre Gesichter aufleuchten vor Stolz und Freude, wie der Parademarsch auf das Pflaster der Ujazdowskie dröhnt!

Keinen Blick lassen sie vom Führer, und er wendet seinen Blick nicht von ihnen ab, von seinen Soldaten, den Soldaten des Großdeutschen, des nationalsozialistischen Reiches.

Stolz ist der Führer auf diese Männer im feldgrauen Rock. Man sieht es ihm an, wie er seine Soldaten grüßt, wie er denen, die das Eiserne Kreuz an der Brust tragen, nachschaut und dann rasch wieder den Kopf wendet zu den neu heranmarschierenden Reihen.

Infanterie und Artillerie, Kavallerie, Pioniere und Flieger, Nachrichtentruppen und die Panzerformationen, sie kommen alle mit dem gleichen Schneid daher. Kaum sind die Gesichter der einzelnen Männer voneinander zu unterscheiden.





Kolonne auf Kolonne zieht mit leuchtenden Augen singend am Führer vorbei.

Ob sie nun aus Niedersachsen stammen oder aus Pommern, aus Ostpreußen, aus Sachsen oder Bayern, aus Schwaben, aus der Ostmark oder aus dem Sudetenland — sie sind nichts als Soldaten im feldgrauen Kleid, Soldaten des Führers, kampferprobt und kampfentschlossen, die Avantgarde der deutschen Nation, sieggekrönte Kämpfer.

Es sind Soldaten der besten Armee der Welt, die hier vorüberziehen. Sie haben Schlachten gewonnen, die einzigartig sind in der Weltgeschichte. Dies aber ist ihre stolzeste Stunde.

Für uns aber ist es der wundervollste Vorbeimarsch, dem wir jemals beiwohnen durften, und wir werden ihn bis zu unserem Tode niemals vergessen. Hier marschiert die deutsche Front, die 1918 eine Welt zerschlagen glaubte. Vor dem Führer marschiert sie vorbei, siegreich, ruhmreich, stärker und entschlossener denn je.

Wie lange dauert jetzt schon dieser Vorbeimarsch? Wir haben alles um uns her vergessen, wir wissen nicht mehr Zeit noch Stunde, wir sehen nur diese kampfgehärteten, dem Führer gläubig zugewandten Gesichter unter dem Stahlhelm, wir hören nur den dröhnenden Klang ihrer Schritte, wie sie vorübermarschieren, das Rasseln der Wagen, auf denen sie vorbeifahren. Mit tiefer Ehrfurcht grüßen wir die stolzen Fahnen, die vorübergetragen werden.

Noch niemals hat uns der Fridericus-Rex-Marsch so tief gerührt wie hier im Herzen Warschaus. Ein friderizianisches Deutschland hat der Führer unser Reich genannt, und er hat an den Glauben und an die Entschlossenheit appelliert, an die Kraft und an die Zuversicht, die einst dem großen Preußenkönig die Kraft gab, einer Welt von Feinden siegreich zu widerstehen.

Diese Zuversicht und dieser Glaube, diese fanatische Entschlossenheit und dieser unbeugsame Wille, die Friedrich den Großen und seine Soldaten beseelten, sie haben uns auch diese Stunden hier geschenkt, die die Krönung sind der siegreichen Schlacht in Polen.

*

Wieder umdröhnt uns der brausende Propellergesang unserer Maschinen, die uns zurücktragen nach Berlin. Noch einmal umfängt der Blick das weite, ebene Land des großen Weichselbogens, schweift er zurück nach Osten, und weit voraus in den wolkenverhangenen Westen.

Diese Straßen dort unter uns sind die deutschen Soldaten marschiert, auf ihnen haben sie sich vorangekämpft, Kilometer um Kilometer, bis sie am Ziele standen. Hell leuchten sie jetzt in der Sonne.

Der deutsche Soldat, er wird weitermarschieren, zu neuem Kampf, zu neuem Sieg, zu unvergänglichem Ruhm. Hoch über ihm aber werden wehen die Standarten des Reiches, die Adler der deutschen Nation, die in ihren Fängen halten den Eichenkranz mit dem Zeichen der Freiheit, dem Symbol des Sieges und einer unzerstörbaren Zukunft — dem Hakenkreuz.

Aus: „Auf den Straßen des Sieges." Von O. Dietrich. Verlag Franz Eher, München.

Die Geschichte des deutschen Volkes lehrt uns: Der Frauen Opfersinn gibt den Männern die Kraft und Weite des Mutes; kleinmütige Weiber machen kleinmütige Männer, wie tapfere Frauen starke Helden schaffen.

Marie von Ebner-Eschenbach

Briefe deutscher Frauen

Opfersinn und Tapferkeit des Herzens sind wie heute zu allen Zeiten in den Müttern der großen Soldaten Deutschlands lebendig gewesen; ihre Kraft und Selbstüberwindung, ihr mutiger Stolz und ihre stille Opferbereitschaft stehen würdig neben den ruhmvollen Taten und dem heldischen Sterben ihrer unvergessenen Söhne.

*

Am 1. Juli 1815 wurden die Lohrschen Husaren bei Versailles von dem überlegenen Feinde umzingelt. Nur wenigen gelang es, sich durchzuschlagen, viele mußten verwundet ihre Säbel abgeben.

Auch dem aus zwei Wunden blutenden Heinrich York, dem erst 16jährigen Sohn des tapferen Generals York von Wartenburg, bot man Pardon an. Aber der Jüngling lehnte mit dem Ruf „Ich heiße York!" ab, warf sich mit mutigen Kameraden aufs neue gegen den Feind und stürzte erst nach einer dritten und vierten Wunde vom Pferde.

Die Eltern weilten in Warmbrunn, als die Nachricht von der schweren Verwundung ihres Sohnes eintraf. Johanna York, die Mutter, schrieb dem Sohn:

„Welche Schmerzen magst Du leiden; und ich sitze hier untätig und kann nichts für den Liebling meines Herzens tun. Doch ich will Dich nicht mit Klagen beunruhigen, der Himmel erhalte Dich mir. Dank Dir aber auch, mein Sohn! Du hast unsere Erwartungen erfüllt, sie sind Ehrenzeichen für Dich; mit Schmerz, aber auch mit mütterlichem Stolze denke ich an meinen braven Sohn, mit meinem besten Segen lohne ich Dich dafür . . ."

Als die Mutter diesen Brief schrieb, ruhte Heinrich schon in Frankreichs Erde. Daß er als Held gefallen, war der Mutter tiefster Trost.

*

Die Mutter des Generalfeldmarschalls Edwin von Manteuffel erkrankte im Jahre 1849 schwer. Manteuffel, damals Adjutant des preußischen Königs, eilte zu ihr ans Sterbelager. Aber die Mutter, noch in ihren letzten Stunden um das Geschick des durch Revolution und Hader zerrissenen Vaterlandes bangend, sandte ihn nach kurzem, innigem Abschied fort: „Du mußt zu deiner Pflicht zurückeilen, in dieser unruhigen Zeit gehörst du nur deinem König und dem Vaterlande!"

Wenige Tage später starb sie.

*

Am 1. August 1870 zog der Leutnant Karl Litzmann in den Feldzug. Sein Regiment marschierte von Berlin nach Potsdam. Hinter den letzten Häusern zog der junge Offizier den Brief aus der Tasche, den seine Mutter, verhindert, persönlich von ihm Abschied zu nehmen, an ihn geschrieben hatte, und las:

„Lieber Sohn! Es schmerzt mich, Dich vor Eurem Abmarsch nicht noch einmal in die Arme schließen zu können. Aber viel größer als dieser Kummer ist meine Freude, daß Du mit in diesen Krieg ziehen darfst. Und ich weiß, Du wirst Deine Mutter richtig verstehen, wenn sie ihren Abschiedsgruß in die Worte kleidet: Es ist nicht nötig, daß Du wiederkehrst, wohl aber, daß Du Deine Schuldigkeit tust . . ."

*

August von Mackensen schrieb am 27. Juni 1915: „Meine liebe Mutter! Nun ist Dein Junge Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Beruf beschieden sein kann, und hat sie sogar vor dem Feinde erworben . . ."

Bald darauf besuchte der Feldmarschall die Mutter in Genglenfelde. Die Neunundachtzigjährige erschien, als der Wagen vor dem Hause hielt, in der Tür, aufrecht und ehrfurchtgebietend.

Mackensen eilte zu ihr und schloß sie in die Arme, und sie flüsterte mit der ganzen Inbrunst ihres mütterlichen Herzens: „Mein liebes Kind!"

„Mein liebes Kind! Hat jemals ein Feldmarschall nichtfürstlicher Geburt sich so begrüßen, sich noch so nennen hören?" schreibt Mackensen später. „Ich habe es von der Stunde an nachklingen hören in dem Feldzuge gegen Serbien, an dem Grabe der Mutter, in der verhängnisvollen Stunde der rumänischen Kriegserklärung, in den ihr folgenden heißen Kämpfen, und höre es heute noch, wenn ich im Geiste oder im Bilde in die treuen mütterlichen Augen schaue und des

Segens gedenke, der von dieser Mutter auf mein Leben ausgegangen ist."

*

Was das tapfere Mutterherz dem Soldaten und Dichter Walter Flex bedeutete, spiegelt sich in einem seiner letzten Briefe:

„Geliebtes Muttli! Eben habe ich hier im Pfarrhaus von Dompierre Dein liebes Paketl mit den schönen Fingerhandschuhen erhalten, die ich sehr gut brauchen kann. Vor allem danke ich Dir viel-, viel-, vielmals für Deinen geliebten Brief. Du ahnst nicht, Muttelchen, wieviel mir Deine Briefe sind und wie tausendmal am Tage ich mir ausmale, wie wohl Dein liebes Herz gerade denkt und fühlt ...

Oft sehe ich das Bild von uns beiden, das die liebe Frau von Leesen in Eisenach gemacht hat, an, und unsere Gespräche von Johannistal wachen neu auf. Da fühlte ich dann Deine liebe Hand wieder in der meinen, und dieser gute, stille Druck ist ein Versprechen von Dir, Dich uns durch Tapferkeit des Herzens so zu erhalten, wie wir Dich immer liebten und lieben werden. Ich weiß wohl, daß Du die schwerste Aufgabe von uns allen trägst ...

Daß mein Feldbrief an die „Rundschau" Dir lieb ist, freut mich so sehr, im Grunde ist er der Niederschlag stiller Gespräche, die ich mit Dir führe, ohne daß Du's weißt.

Und alle Gespräche enden mit Deinem lieben Versprechen, tapfer zu sein und Dich uns mit Deinem lieben Herzen stark und gesund zu erhalten."

*

Eine deutsche Mutter schrieb Anfang September 1939: „Am Montag kamen wir zurück. Man hatte Telegramme gesandt, versucht zu telefonieren, nichts hatte uns erreicht. Die Söhne waren schon alle drei draußen, Götz als Leutnant, Dirk als Soldat, York als Wachtmeister der Reserve bildet noch in seiner Garnison aus. Kurt fuhr anderntags ab als Rittmeister d. L. Ich bin nun allein hier auf dem Flecken Erde, das unser eigen ist. Die unendliche Liebe zum Vaterland, das unbeirrbare Vertrauen in die Führung geben mir alle Stärke und lassen mein Herz noch viel Kraft für andere haben. Ich bin stolz auf meine vier Soldaten. Sie sollen aber auch alle Ursache haben, es auf mich zu sein. Ich tröste, wo es not tut, greife in jedem Haushalt zu, wo es an Kraft gebricht. N ... hausen ist eine große Familie. Jeder nimmt am Schicksal des anderen tiefen Anteil.

Abends höre ich die letzten Meldungen. Um 7 Uhr morgens beginnt der Tag mit den ersten Berichten von den herrlichen Leistungen unserer Deutschen. Möge ein gütiges Schicksal auch weiterhin seinen Segen über uns geben. Für mich gibt es nur noch Deutschland, und das erleichtert die Sorge.

In solchen Zeiten wächst einem die Kraft zu ungeahntem Schaffen. Der Bürgermeister von N. fiel als Fliegerleutnant. Aber so traurig es für den einzelnen ist, Deutschland muß leben!" M.



Zwischen Stahl und Maschinen

In den letzten Jahren ist eine tatkräftige, einsatzbereite und willensstarke Generation junger Frauen und Mädel herangewachsen, die mit Kriegsausbruch sofort verstand, sich umzustellen und sich auch an ungewohnten Arbeitsplätzen durchzusetzen, wenn es erforderlich war.

Wie vielseitig das Betätigungsfeld der Frauen ist, vielmehr sein kann, hat der vorige Krieg schon bewiesen, in dem die Frauen ohne jede sachliche Vorbildung die Männer in der Heimat ersetzten. Die Umstellung war in den meisten Fällen viel schwieriger, als es den Anschein hatte, denn mit ruhiger Selbstverständlichkeit taten sie ihre Pflicht. Daß dabei das eigentliche Wirkungsgebiet der Frau vollkommen vernachlässigt werden mußte, fiel nicht ins Gewicht, durfte — den Umständen entsprechend — keine Rolle spielen.

Unsere heutige Zeit hat, dem Lauf der Dinge folgend, vorgebeugt, die Frauenarbeit organisiert. Sowie für die reine Männerarbeit noch genügend Männerkräfte verfügbar sind, wird die Frau nur für solche Zwecke eingesetzt, für die ihre Kräfte ausreichend und ihre Eigenschaften angebracht sind.

Beim Bau und der Montage von Flugzeugen z. B. gibt es eine Unmenge von Arbeiten, die in der Hauptsache Geduld, Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit erfordern. Nach dem Urteil von Fachleuten eignet sich die Frau für diese Arbeit fast besser als der Mann, wenn auch Begriffe wie Drehbank, Bohrwerk, Montage usw. diese Theorie unglaubhaft machen.

Bei Messerschmitt in Regensburg besteht ein großer Teil der Belegschaft aus Frauen. Sie tragen Monteuranzüge, die sich gut mit den bunten Kopftüchern vertragen, sie erhalten ernsthaften theoretischen Unterricht und kommen sich nicht nur als Lückenbüßer vor, sie sind mit jeder Einzelheit ihrer Arbeit in die große Serien-Fabrikation eingeschaltet, sind stolz auf die Erfolge der Me. 109 und auf ihren eigenen Anteil an diesem Erfolg.

Ein besonderer Vorzug dabei ist die gün-

Verstell-Luftschrauben werden zur Montage vorbereitet, eine Arbeit, die den Frauen schon genau so leicht und selbstverständlich von der Hand geht wie häusliche Pflichten





stige Arbeitseinteilung. Die gute Organisation ermöglicht es, daß die Frauen nur 5 bis 6 Stunden arbeiten. Die Verheirateten unter ihnen haben für den Rest des Tages Zeit für Haushalt, Mann und Kinder, die Unverheirateten stehen im Kriegs-Einsatzdienst oder besuchen Kurse beim Roten Kreuz. Die Frau bleibt somit Frau, und ihre natürliche Lebensbestimmung erfährt keine Einbuße durch die Arbeit in der Fabrik.

Lies Nöllenburg.

Kein Blick wird von der Maschine gewandt, denn auch hier am Bohrwerk muß genau und sorgfältig gearbeitet werden.

Flink und geschickt fertigen Frauen und auch Mädel in der Material-Zurichterei einer Flugzeugfabrik wichtige Einzelteile an.



Gewandt und umsichtig weiß die Frau mit dem Schweißapparat umzugehen, so daß sie dieses Arbeitsgebiet in der Rüstungsindustrie vielfach übernehmen konnte.

Zwanzig Mark für Schalter 15

Wir hatten den gleichen Heimweg, Inge und ich, das hatten wir beim Aufräumen am ersten Kochabend unserer Arbeitsgemeinschaft festgestellt. Zuerst ging es am Ring entlang und dann ein Stück durch die Altstadt. Ueber unsere Zukunftspläne sprachen wir und von unserer Arbeit. Inge will bald heiraten. Jetzt tut sie aber auf einem Postamt Dienst am Postanweisungsschalter.

Ich bewunderte Inge deshalb, denn schon oft hatte ich beim Briefmarkenkaufen die Ruhe und Sicherheit geradezu wohltuend empfunden, mit der die jungen Beamtinnen dem Ansturm des Publikums begegnen. Ein besonderes Kapitel schien mir hierbei vor allem das Geld zu sein.

Darum fragte ich Inge sofort, ob's denn bei ihr auch immer stimme? „Aufpassen muß man schon", sagte sie vergnügt, „dann geht's". Und nun erzählte sie mir, wie sie gleich zu Beginn ihrer jetzigen Tätigkeit einen großen Schreck bekommen hatte:

„Es war damals gerade um den Ersten herum. Da herrscht in unserem Amt besonders starker Andrang, und auch an meinem Schalter war viel Verkehr. Ich gab mir alle Mühe und riß mich zusammen. Doch am Abend beim Kassenabschluß stellte ich den Fehlbetrag von zehn Reichsmark fest. Das war sehr bitter. Mir fiel zwar ein, daß ich einer Dame, die es eilig gehabt hatte, einen größeren Geldbetrag wechseln mußte. Sicherlich war mir dabei das Mißgeschick mit dem Zehnmarkschein passiert. Doch weg war weg. Da half nun nichts mehr.

Was soll ich dir aber sagen: drei Tage später kommt der Geldpostbote zu mir und legt mir schmunzelnd zwei Geldscheine auf den Tisch. „Zwanzig Mark für Schalter fünfzehn", sagte er dabei. Ich war mehr als überrascht. Auf der Rückseite des Postabschnittes schrieb mir eben jene eilige Dame aus München, sie hätte erst viel später gemerkt, daß sie zuviel Geld von mir beim Wechseln bekommen hätte und schicke mir dieses wieder und noch etwas dazu. „Machen Sie sich eine kleine Freude damit!" Es war beinahe wie im Märchen. Du, war ich glücklich!"

„Und was für eine Freude hast du dir auf diesen Schreck gegönnt?" fragte ich Inge teilnahmsvoll und auch ein bißchen neugierig. „Da hab' ich wunderschöne Feldpostpäckchen gepackt", sagte sie. Ich glaube, sie hat dabei sehr gestrahlt — aber es war ja dunkel, und ich konnte ihr Gesicht nicht so erkennen.

Ein Frankenmädel.

Wir singen und spielen für unsere Soldaten

Über glücklich überwundene Schwierigkeiten zu berichten, ist immer ein Vergnügen. Also greifen wir heute vergnügt zur Feder, um von dem Soldatensingen zu erzählen, das wir im altehrwürdigen Gürzenich der Hansestadt Köln veranstalteten. Denn daß es mit Schwierigkeiten verbunden war, läßt sich nicht leugnen.

Zunächst war einmal die Sorge: was sollen wir singen? Und wir kamen zu dem Entschluß, recht fröhliche Lieder zu wählen. Außerdem sollten ab und zu alle mitsingen, denn singen tun Soldaten auch gern — dachten wir uns. Daß wir tatsächlich richtig gedacht hatten, bewies später die Praxis!

Nach der Aufstellung der Lieder begannen die Singscharen und Mädelgruppen der verschiedenen Untergaue sie eifrig zu proben. Daß auch ein paar schmissige Märsche dabei sein mußten, war nicht mehr als recht und billig. Also wurde der Musikzug eines Fliegerhorstes herangezogen, der sich nun gleichfalls mit viel Eifer an die Arbeit machte . . .
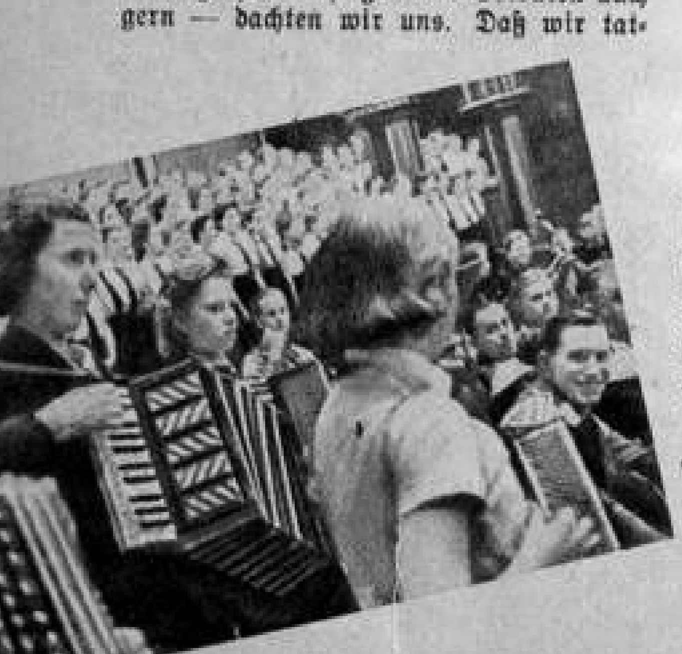
Eine Kameradin brachte ein paar Seiten lustiger Verse zustande, die eine Verbindung zwischen Liedern, Märschen und Musik herstellen sollten. Zur Einleitung und Begrüßung hieß es:

Weil schicklich es und üblich ist, daß man recht freudig sich begrüßt, sieht man sich wo zum erstenmal, so rufen wir nun in den Saal: — worauf der ganze Chor der dreihundert Mädel mit voller Lungenkraft einfiel: Willkommen, ihr Soldaten all!

Danach konnte keiner der Gäste mehr im Zweifel sein, wie herzlich willkommen er uns war. Lieder und Märsche erklangen, und dann wurden unsere Zuhörer zum Mitsingen aufgefordert.

Das klappte im Nu. Alle im großen Saal des Gürzenich sangen aus Leibeskräften mit, stampften zu dem „Elsässischen Bauerntanz" der Ziehharmonikas mehr oder weniger rhythmisch den Takt, lernten sogar einen neuen Kanon und waren so in schönster Stimmung.

Und dann war unser Soldatensingen zu



„Quetschen" durften natürlich nicht fehlen



Bald sangen und schunkelten alle mit

Ende. Der Brief des Majors einer Flakabteilung an die Leiterin des Soldatensingens ließ uns die Freude und frohe Laune jenes Sonntagmorgens noch einmal lebendig werden:

„Das von Ihnen am Sonntag im Gürzenich veranstaltete Soldatensingen hat meinen Männern und mir soviel Freude gemacht, daß ich nicht verfehlen möchte, Ihnen und Ihren Kameradinnen vom BDM. außer dem spontan gezollten Beifall noch nachträglich Dank und Anerkennung auszusprechen.

Neben den frohen und unbeschwerten Weisen des gebotenen Programms haben Sie selbst dank Ihrer herzerfrischenden Natürlichkeit wesentlich zum Gelingen beigetragen. Es war bewundernswert zu sehen, wie Ihnen ein ganzer Saal voll wilder Kriegsmänner auf Blick und Wink gehorchte. Weiterhin wünsche ich Ihnen allen gute Erfolge. Ich kann mir gut vorstellen, wenn meine Männer an so viel fröhliches Singen Ihrer Mädel zurückdenken, daß sie dann nachts noch einmal so hell den Kölner Himmel ableuchten, ob sie dabei vielleicht einen der singenden Engel wiederfinden."

Mit diesem Brief und dem Bewußtsein, unseren Soldaten eine Stunde Fröhlichkeit bereitet zu haben, sind wir heute für alle Mühe mehr als reichlich belohnt.

Eine Kölner BDM.-Führerin.

Lustige Verse beendeten das Soldatensingen



„PLANWIRTSCHAFT" für Feldpostpäckchen

Das war sicher bei euch genau so. Bei den ersten Päckchen, die wir an unsere Soldaten sandten, kamen wir gar nicht in Verlegenheit, was wir ihnen schicken sollten. Da haben wir von Mutter Gebäck gebettelt, haben lange vorher schon im Heimabend an den Socken gestrickt oder an den Pulswärmern und Ohrenschützern und an anderem mehr, was wir dann stolz ganz zu oberst in die Päckchen legten.

Ihr müßt nämlich wissen, unsere Schar hat zehn Soldaten unserer Garnisonstadt zu versorgen, die niemanden in der Heimat haben. Sie haben sich über unsere Päckchen immer richtig gefreut und haben uns auf unsere vielen Fragen hin von ihrem Kampf in Polen und nun von ihrem Dienst im Westen erzählt. Wir mußten ihnen dafür in unseren Briefen von unserer Stadt berichten, von allen kleinen und großen Begebenheiten und natürlich auch von unserem Dienst.

Aber das Päckchenpacken wurde immer schwieriger, und das Beraten über das Thema, „was schicken wir diesmal?" wurde immer länger. Bis eines Tages der neue Obergaubefehl eintraf mit dem Plan für die Feldpost. Dieser Plan, hieß es, sei aus Ideen vieler Mädel aus dem ganzen Obergau zusammengestellt und solle nun allen Anregungen und Anleitungen geben.

Für diesen Monat war eine schöne Briefmappe für die Soldaten vorgeschlagen. Ja, das war wirklich etwas, was ein Soldat brauchen konnte und was ihm Freude machen würde.

Die Mappe durfte nicht allzu groß sein und mußte leicht im Tornister untergebracht werden können, das waren die ersten Voraussetzungen, die an sie gestellt wurden. Dann aber mußte sie schön und geschmackvoll und sauber gearbeitet sein. Wir wollten uns jedenfalls alle Mühe geben.

Im nächsten Heimabend glich unser Heim einer Werkstatt. Wir saßen alle mit Schürzen um den großen Tisch, vor uns die Stoff-, Leder- und Pergamentreste, Stickgarn, Nadel und in verschiedenen Fällen sogar Fingerhut und Schere. Die Maße wurden genommen, dann wurde zugeschnitten und genäht und gestickt, bis jede vor Eifer heiße Backen hatte und das fertige „Kunstwerk" vor einem lag.

Nun holten wir all das Gute und Süße, was wir noch für unsere Soldaten mitgebracht hatten, aus unseren Mappen, packten die Feldpostpäckchen und obenauf, da kam die Briefmappe — das erste Werk nach unserem Plan.

Was werden die Soldaten dazu sagen? Wird sie ihnen Freude machen? Das wird nun die Frage für uns sein, bis ihre Antwortbriefe, die nie lange auf sich warten lassen, bei uns eingegangen sind.

Wir aber schauen schon wieder in den Plan, was wir nun für sie arbeiten werden. Im nächsten Monat wollen wir ihnen ein kleines Buch schenken und eine schöne Hülle dafür arbeiten, und dann wollen wir die ersten Frühlingsblumen pressen und einrahmen, und dann werden diese kleinen Bilder als Frühlingsboten der Heimat die Bunkerwände schmücken. So wird jeder Monat eine kleine Freude bringen, die alle Mädel und Jungmädel des Obergaues „ihren" Soldaten schenken.

Sicher wird dieses und jenes Mädel noch eigene Ideen in diesen Feldpostpäckchen verwirklichen. Aber das müssen wir doch sagen: Der Plan für die Feldpost ist eine feine Sache, die unseren Soldaten und uns Mädeln gleichviel Freude macht.

Ein Hochlandmädel.

Der letzte Schrei

Lutte feminine in Paris

Lutte feminine, Ringkampf der Damen, das ist die große Mode zum Cocktail. Fachgerecht angetan mit schwarzem Trikot, an den Füßen die hochgeschnürten Ringerschuhe, so rollen sich Jeanne und Françoise auf der Matte im Pariser Wagram-Saal.

Keuchend, schwitzend, daß die Dauerkrause ausgeht, pustend und strampelnd wuchten sie gegeneinander. Autsch, da hat's geknackt — Jeanne hat Françoise den Arm nach hinten gedreht. Aber warte, jetzt wendet sich das Blättchen, und nun liegt Jeanne hilflos da und wühlt zähnefletschend den schwarzen Schopf zur Seite . . .

Ja, das ist französische Kultur — da kann man sich natürlich nicht wundern, daß der „Tristan" Richard Wagners vom Spielplan abgesetzt worden ist. Negertänze und Damenringkämpfe — das entspricht der geistigen Verfassung der Pariser offensichtlich mehr.

Der Pyjama-Rumba

Das Leben ist doch so gähnend langweilig, daß man es nur ertragen kann, wenn man hin und wieder einmal aus der Reihe tanzt. Warum sollte man das nicht im Pyjama tun? Das gab doch wieder eine kleine Sensation, als die schöne Mademoiselle Soundso im Nachtgewand mit ihrem Partner über das Parkett im Rumbaschritt wankte.

Natürlich ist diese neue Art der Abendmode nur für die ganz reichen — ja, die unerhört reichen Frauen erlaubt, von denen jeder ohnehin weiß, daß sie Abendkleider zu Dutzenden in ihren Schränken haben. Daß daraus ein Sparprogramm wird, geht ja doch wohl nicht an! Hi.

Aus Grossmutters Wäsche-Truhe

Die Wäschestücke aus Großmutters Truhe ergeben viele hübsche Babysachen. Aus einem Hosenbein z. B. lassen sich Hemd und Lätzchen ohne große Mühe herstellen.

Die auf den Fotos angegebenen Maße stimmen, so daß sich jeder mit einigem Verständnis die Schnitte herstellen kann.

Lange hatte sie ungenutzt dagestanden, bis zum Rande voll mit Wäschestücken von Großmutters Aussteuer. Manchmal hatten wir uns einen Spaß daraus gemacht, in der Truhe herumzukramen und alles genau zu betrachten.

Wir hatten wohl auch einmal die Hemden mit den eingesetzten Aermeln, die altmodischen Hosen und die Unterröcke mit ihren vielen Stickereispitzen angezogen und uns damit vor den Spiegel gestellt.

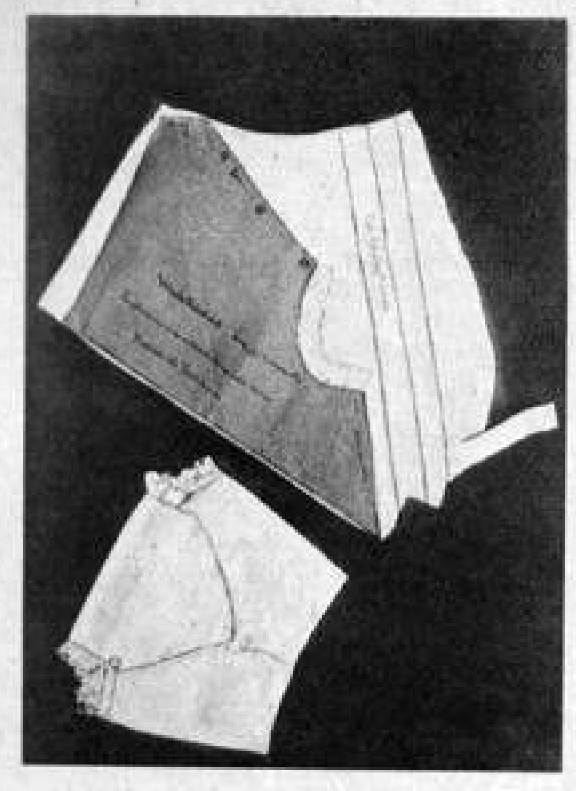
Manchmal fuhren wir auch mit der Hand über das feine Leinen und dachten dabei: „Schade, daß der schöne Stoff so unnütz herumliegt." Aber schließlich — was sollten wir damit machen?

Dann kam der Krieg und damit eine Fülle neuer Aufgaben für uns Mädel. Bahnhofsdienst — Luftschutz — Gesundheitsdienst — und als der Winter herankam, machte unsere Mädelschaft eine regelrechte Nähstube für die NSV. auf.

Hildes Schwester, die in einem Wäschegeschäft arbeitet, zeigte uns alles, und manche von uns hätte nie gedacht, daß sie



Im Anfang war es nicht ganz leicht, mit Schnittmuster und Schere fertig zu werden.



Auch Windelhöschen entstanden aus Großmutters alter Wäsche in unserer Nähstube.

einmal so gern mit Schere, Nadel und Nähmaschine arbeiten würde.

Großmutters Wäschetruhe kam bei unserer Arbeit hoch zu Ehren. Aus den Unterröcken, Hosen und Hemden entstanden ganze Babyausstattungen, und wir mußten nur immer staunen, welche Menge Stoff in solch einem altmodischen „Beinkleid" steckte.

Hildes Schwester gab allerdings auch sehr genau acht, daß nichts verschnitten wurde. „Lieber zehnmal auflegen, als einmal falsch schneiden", sagte sie und sah sich jedes Stück vor dem Zuschneiden noch einmal genau an. Dafür haben wir nun auch jedes Endchen Spitze und jedes Band mitverwendet.

Wir waren sehr stolz, als wir unsere Babywäsche — es war ein ganzer Korb voll — endlich zur NSV. bringen konnten. „Guter Stoff", sagte die Schwester anerkennend und rieb eines der Hemdchen prüfend zwischen den Fingern. „Und ganz ohne Punkte" platzten wir strahlend heraus. Ja, Großmutters Wäschetruhe, wenn wir die nicht gehabt hätten! Versucht es auch einmal! Ein Frankenmädel.



Glaube und Schönheit

Ein Film vom BDM.-Werk

Anläßlich der Rumänienfahrt der BDM.-Reichsreferentin wurde der Film, der nun in Kürze überall im Reich gezeigt wird, in Bukarest uraufgeführt. Er gibt einen vielseitigen Einblick in die reichen Erziehungsmöglichkeiten des BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit". Unter Leitung von Obergauführerin Clementine zu Castell wurden die Aufnahmen in zahlreichen Obergauen von Hans Ertl gemacht. Hans Joachim Sobanski schrieb die Musik.

Ob hier bei der Kleiderschau,

bei Hauswirtschaft oder Werkarbeit,

beim Training im Fechtsaal,

ob bei der Modeberatung,

bei Sport und Gymnastik,

immer war die Kamera dabei.



Feste Lehmhäuser mit Strohdächern – das waren die deutschen Höfe in Wolhynien

Keiner der deutschen Bauern hat weniger als vier, fünf oder sechs Kinder

Groß und klein lernten nachmittags, deutsch zu lesen und deutsch zu singen

Sie schafften für GROSSDEUTSCHLAND

Dank an die volksdeutschen Kameradinnen im ehemaligen Polen

Am Anfang muß der Dank stehen. Er müßte überall dort stehen, wo einer vom Kampf der Volksdeutschen in Polen erzählt, zumal, wenn er als Reichsdeutscher vor Reichsdeutschen spricht. Denn freilich, sie selbst haben das Schweigen besser gelernt als das Reden. Sie meinen auch, es sei unnütz, Worte darüber zu machen, was sie in den Jahren der polnischen Gewaltherrschaft auf sich genommen haben; und selbst ihr ungeheuerliches Blutopfer wäre nur die letzte Bewährung einer selbstverständlichen Bereitschaft.

Weil er selbst niemals etwas Ähnliches am eigenen Leibe erfahren hat, ist es schlechthin unmöglich für den Binnendeutschen, sich ein Bild von den fürchterlichen Ausmaßen jener Greuel zu machen, die während des Krieges und schon vorher über die Volksbrüder im ehemaligen Polen hereingebrochen sind. Wie ein Wunder empfindet er daher die unbeugsame Kraft, mit der sich so viele, die alles verloren haben, nun wieder gläubigen Herzens ein neues Leben im Schutze des Reiches aufrichten. Es bleibt ihm nichts, als all seine Dankbarkeit und seine Ehrfurcht in den Dienst des gemeinsamen Aufbauwerkes zu stellen. Beides wird ihm eine wirksamere Hilfe sein als der ganze Schatz seiner Erfahrungen, die er aus dem Altreich mitbringt, denn es schlägt die Brücke zum Herzen der Menschen. —

Von der Arbeit der Mädel soll hier die Rede sein. Es war eine sehr stille Arbeit, die es nicht verträgt, groß an die Oeffentlichkeit gezerrt zu werden. Aber sie war darum nicht minder verantwortungsvoll und vielseitig. Ich will hier nur von zwei Hauptaufgabengebieten erzählen: Von der *Kinderarbeit* und vom *Landdienst*. Sie forderten beide den ganzen Einsatz der Mädel. Darin liegt vor allem die seltene Stärke unserer volksdeutschen Kameradinnen, daß sie sich keinen Augenblick bei der Theorie aufhielten, sondern stets die höhere Notwendigkeit des Zupackens erfüllten.

Der größte Teil aller deutschen Kinder in Polen besuchte die polnische Schule, und viele sprachen daher nur sehr gebrochen deutsch. Die meisten Eltern hatten selbst keine Zeit, um mit ihnen zu lernen, denn die bitterste Not entließ sie keinen Augenblick aus der Tretmühle des Schuftens für eine sinnlos gewordene Zukunft. Aus eigenem Antrieb fingen hier und da einzelne Mädel in den Dörfern an, deutsche Lieder mit den Kindern zu singen und deutsche Spiele zu spielen. Schlecht und recht rückten sie dem Übel zu Leibe, aber nach und nach kam Ordnung und ein fester Plan in ihre Bemühungen. Ein Mädel, das mit besonderem Geschick und daher auch mit größerem Erfolg zu Werke gegangen war, übernahm die Führung seiner Kameradinnen. Der Einsatz in Kindergärten und Heimen wurde sinnvoll gelenkt.

Eine große Anzahl von Lege-, Schreib-, Karten- und Bilderspielen entstand, in denen die eigenen Erfahrungen so angewendet wurden, daß der Aufbau dieser Spiele nahezu einen vollständigen Lehrplan für die deutsche Sprache darstellte.

Die Kinder selbst waren mit soviel Begeisterung dabei, daß sie gar nicht empfanden, wenn sie während des Spielens im Grunde eine sehr ernsthafte Arbeit verrichteten. Es war oft genug nicht leicht, von der Notwendigkeit dieser Spiele auch die Eltern zu überzeugen. War dies geschafft, so setzte der ständige Kampf mit den polnischen Behörden ein. Immer wieder suchten und fanden sie Vorwände, die deutschen Kinderheime plötzlich zu schließen, oder die Mädel, die mit den Kindern spielten, hinter Schloß und Riegel zu setzen.

Die deutschen Jungen und Mädel wurden bei jeder Gelegenheit von ihren polnischen Altersgenossen verprügelt, ja es kam sogar vor, daß polnische Banden die Kinderheime mit Steinwürfen überfielen und des Nachts ausräuberten. Daß die Mädel selbst unter diesen Umständen immer wieder den Mut aufbrachten, die Verantwortung für das Leben der Kinder auf sich zu nehmen, ist nur denkbar, weil sie durchdrungen waren von der Erkenntnis, daß der Kampf um die Erneuerung der Volksgruppe bei den Kindern beginnen müsse, um Erfolg zu haben.

Wie tief die Kinder selbst innerlich an dieser gewaltigen Auseinandersetzung teil hatten, mag ein kleines Erlebnis aus der Zeit nach dem Kriege widerspiegeln: In einer Lodscher Schule sehen dreizehnjährige Jungen und Mädel zum erstenmal in ihrem Leben die Karte Großdeutschlands. Eine Zeitlang erstarren sie in wortlosem Staunen, dann springt einer nach dem anderen auf, läuft an die Karte und tastet darauf mit beiden Händen die Umrisse der Grenzen ab. Schließlich findet einer, immer noch in atemloser Verwunderung, das erlösende Wort. Er sagt: „*So groß ist Deutschland!*“

Danach stehen die Kinder mit hängenden Armen und aufgerissenen Augen vor der Karte, gewiß nicht von einem klaren Gedanken beherrscht, aber im Innersten überwältigt. Sie wissen selbst nicht, wie



Ob heute die Mädel wieder zum Singen und Spielen zu uns ins Dorf kommen?

Zwei, die sich noch nicht herantrauen. Oder ist das Spielen unter ihrer Würde?

Hoch bepackt mit Hausrat – der Grundstock eines deutschen Kinderheimes

Ostlandfahrer

Heimat ließen Tausende und zogen
unter neuen Fahnen neuer Heimat zu.
Land des Ostens rief und raubte denen,
die den Ruf vernahmen, satte Ruh.

Tat und Sehnsucht wandern neue Wege,
alte Straßen bauen neue Zeit.
Deutsches Wollen weckt aus starken Steinen
Ewigkeit.

Kämpfend, wagend meistern deutsche Menschen
eines Schicksals ungekannte Wucht.
Stolz und gläubig steht ein Volk im Osten,
das ein Reich in neuer Heimat sucht.

Nicht der Knecht vermag das Land zu zwingen,
denn hier lockt nicht Ruhm und nicht Gewinn.
Nur in Zucht und Not und heißem Ringen
kann ein Orden sich dem Land verdingen,
schaffen Edle ihres Werkens Sinn.

Lore Reinmöller

ihnen geschieht, plötzlich singen sie alle, zuerst mit unsicheren Stimmen, aber dann immer inbrünstiger und jubelnder: „Großdeutschland bist du genannt." Sie haben das Lied erst vor Tagen gelernt. —

In jedem Sommer zogen deutsche Mädel aus den abgetretenen Gebieten und später auch aus Mittelpolen zum Landdienst nach Wolhynien. Wie leicht verständlich wäre es, hätten sie ausschließlich mit dem Blick nach Westen gearbeitet, beherrscht und ausgerichtet auf den einen Gedanken der Rückkehr ihrer Heimat zum Reich. Freilich war dies von jeher ihr innerstes Verlangen und ihre Zuversicht. Aber sie haben darum nicht gewartet, bis das erstarkte Reich sie eines Tages heimholen würde. Sie erfüllten ihre Pflicht mit einem Verantwortungsbewußtsein, als gelte es, sich für einen Generationen überdauernden Kampf stark zu machen.

Aber, was noch viel mehr bedeutet, sie blickten dabei nach Osten. Sie wußten: dort wartet unsere größte Aufgabe. Eine Aufgabe, die sie in ganzer Schwere begriffen, weil ihnen der eigene Volkstumskampf den Blick geschärft hatte für die ungleich tiefere völkische Not der Brüder in Wolhynien und Galizien.

Was die Mädel dort in wiederholtem monatelangen Landdiensteinsatz geleistet haben, läßt man sich am besten von ihnen selbst erzählen: „Tagsüber waren wir auf dem Felde oder im Hause tätig. Dort ging häufig alles drunter und drüber, weil die Frauen die Feldarbeit ganz allein schaffen müssen, denn die Männer fahren stundenlang, oft tagelang zum Markt. Zwischendurch spielten wir möglichst häufig mit den Kindern. Dabei kam es darauf an, ihnen die Sicherheit in der deutschen Sprache und einige Grundkenntnisse im Deutschschreiben und Lesen zu geben. Abends machten wir Handarbeiten mit den älteren Mädeln und führten dabei einen zähen Kampf gegen die Geschmacklosigkeit.

Häufig kamen auch junge Frauen, um Nähen und Zuschneiden zu lernen. Mit den Burschen und Mädeln sangen wir viele deutsche Lieder und tanzten unsere Volkstänze. Immer wieder machten wir Hausbesuche, um den Frauen zu zeigen, wie man die Kinder wickeln und baden muß. Wir hatten im letzten Winter 1070 Stück Säuglingswäsche genäht, nun konnten wir in jedem Dorf ein oder zwei Ausstattungen verschenken, und zwar immer an die Frauen, die am bereitwilligsten unsere Lehren aufnahmen und später auch in der Lage waren, den anderen Müttern Vorbild zu sein.

Eine Frau wohnte mit ihren fünf Kindern und dem Vater in einem Raum; sie hatte keine Windeln, nicht einmal ein Hemdchen für ihren Säugling. Er war in eine alte dunkle Schürze eingewickelt. Die anderen vier Kinder hatten Keuchhusten. Sie schliefen zusammen in einem Bett. Das Kleinste hatte die Mutter zu sich genommen. Der Mann machte sich ein Lager auf dem Fußboden. Als wir dieser Frau die Säuglingsausstattung brachten, weinte sie vor Dankbarkeit. Sie kam jeden Tag, um zu zeigen, daß das Kind frisch gebadet war." —

Ich habe mit vielen Mädeln gesprochen, die selbst zum Landdienst in Wolhynien waren. Sie alle erklären einstimmig, den stärksten Eindruck habe ihnen die tiefe Heimatliebe jener Bauern gemacht. Aber auch ihre eigene Liebe zur Heimat ist nicht ungeprüft geblieben. Sie mußten sie auf den grauenvollen Verschleppungsmärschen und in polnischen Kerkern bewähren.

Und sie hat standgehalten! Wir reichsdeutschen Mädel werden ihnen das nie vergessen. Wir sind unendlich stolz auf sie, und wir sind glücklich, daß sie nun mit uns in einer Gemeinschaft stehen.

Melita Maschmann.



Von frohen Fahrtentagen berichtet der neue Schmalfilm der Reichsjugendführung: „Jungmädel auf Fahrt." Er zeigt allen Jungmädeln, die heute als Zehnjährige zu uns kommen, welch ungebundenes und fröhliches Leben wir dem Führer verdanken. Durch freudige Erfüllung aller Pflichten und ständiger Einsatzbereitschaft im Alltag werden wir ihm danken.

Im Schatten der Burg des deutschen Ostens wehen die Fahnen der Jugend, wenn sich überall im Reich die Zehnjährigen zum Führer bekennen. Groß ist diesmal die Gemeinschaft geworden. Von den Hochöfen des Westens bis tief in den befreiten Osten, von der ostfriesischen Ebene bis zum Sudetenland, an der Memel und in Böhmen und Mähren, von der Saar bis zur Ostmark grüßt Deutschlands Jugend in Ehrfurcht und Dankbarkeit ihren Führer.

Bei den lustigen Musikanten von Wissek

Endlich ist es soweit! Seit Wochen haben wir uns auf diesen Abend gefreut und ganz im stillen auch ein bißchen Angst davor gehabt, denn es ist ja der erste Elternabend in Wissek. Zum erstenmal seit der Befreiung des Ostens zeigt die ganze Hitler-Jugend unseres Dorfes, was sie gelernt hat: einen fröhlichen Singnachmittag wollen wir machen.

Neben uns stehen die Pimpfe und hinter uns der BDM. und unsere Kameraden von der HJ. Zum erstenmal haben wir Bundestracht an. Wir mustern uns gegenseitig und sind stolz wie noch nie — es ist ein herrlicher Tag!

Die Gedanken der Größeren von uns gehen zurück in die früheren Jahre. Oft und oft sind wir in diesem Saal zusammengekommen, immer lag eine schwere Stimmung über allen.

Nichts, was uns bedrückte oder froh machte, durfte laut gesagt werden; die polnischen Wachtmeister hatten zu gute Ohren und oft eine zu starke Phantasie; aus den harmlosesten Äußerungen machten sie Staatsverbrechen.

Jetzt erinnert nichts mehr an die Polenzeit, das Bild hat sich völlig verändert.

Und doch sitzen dieselben Menschen unten im Saal, aber sie schauen froh und erwartungsvoll zu uns her. So viel Frohsinn hat der Saal zwanzig Jahre lang nicht gesehen! Immer wieder mußte man daran denken. Man konnte es fast nicht fassen.

Und wir stehen hier als Jungmädel! Gehören nun auch äußerlich zu der großen Gemeinschaft der ganzen deutschen Jugend . . . Immer wieder sehen wir uns an, jede scheint zu sagen: „Weißt du noch — voriges Jahr?! — Wie unsagbar schön ist es jetzt! Wie froh können wir alle sein!“

Wir schauen hinunter in den Saal, wo sich schnell Platz auf Platz füllt. Da sitzen unsere Eltern und all die Freunde, mit denen man in den letzten Jahren so eng zusammengewachsen ist. Und nicht nur sie sind gekommen — nein, auch der Kreisbauernführer ist da, der Schulrat, die Kreisfrauenschaftsleiterin, und jetzt kommt wahrhaftig der Kreisleiter herein!

Wir haben ihn zwar mit einem langen Gedicht eingeladen. Aber daß er wirklich in unser kleines Nest kommen würde, hatten wir nicht zu hoffen gewagt.

Doch nun ist er da, wir freuen uns mächtig — und können anfangen. „Guten Abend, guten Abend euch allen hier beisamm . . .“ klingt es durch den Saal, und beim zweitenmal singen unsere Gäste schon mit.

Dann geht's weiter, viele Lieder erklingen, einmal singen die Jungen, einmal die Mädel, dann wieder alle zusammen oder im Wechsel wie bei „Rußla, wenn du meine wärst“.

Wir haben sogar schon eine Kapelle. Zwar fehlen die Instrumente noch, aber wir Jungmädel schaffen es auch so. Das finden unsere Gäste wohl auch, denn auf die Frage: „Sind wir nicht die Musikanten“, dröhnt die Antwort: „Ihr könnt spielen!“ geradezu durch den Saal; es klingt sehr überzeugt und anerkennend.

Und plötzlich sitzt der ganze Saal voller Musikanten, alle müssen mitmachen, „der Uhrmacher mit dem Rädchen, und die Burschen und die Mädchen, und der Schuster mit dem Pechdraht und der Bürgermeister und der Landrat“ und alle, alle anderen. Sie tun es auch; sie sitzen mit lachenden Gesichtern da und spielen Geige und Klavier, Trompete und Leierkasten; zuerst etwas zaghaft, aber dann, als hätten sie nie etwas anderes getan.

Das macht Freude! Unermüdlich sind die lustigen Musikanten dabei, fröhlich unterstützt von jung und alt.

Immerzu kann man nicht singen. Dazwischen zeigen die HJ.-Kameraden die Entdeckung Amerikas. Wir fahren in einem Waschzuber über den Ozean, bis zu den Indianern, von denen es heißt: „Das Volk am Land stand stumm und zag. Da sagt Kolumbus: ‚Guten Tag. Ist hier vielleicht Amerika?‘ Da schrien alle Wilden ‚jaaa!‘“ Mit einem Male tritt dann auch noch das Julchen von Wilhelm Busch in Erscheinung, nebst Vater Knopp mit der Laterne. Was meint ihr, wie sehr wir da alle gelacht haben, als diese alten Bekannten auftauchten.

Dann aber müssen wir unbedingt wieder singen! Viel Freude macht allen „Und jetzt gang i an Peters Brünnele“. Es ist ja ordentlich schwierig: bei jedem Vers muß man im Kehrreim ein „Kuckuck“ mehr singen.

Dazu muß man schon Kopfrechnen können, und wir stellen fest, daß das bei manchen doch immer noch recht schwach ist, ausgenommen beim Kreisschulrat natürlich!

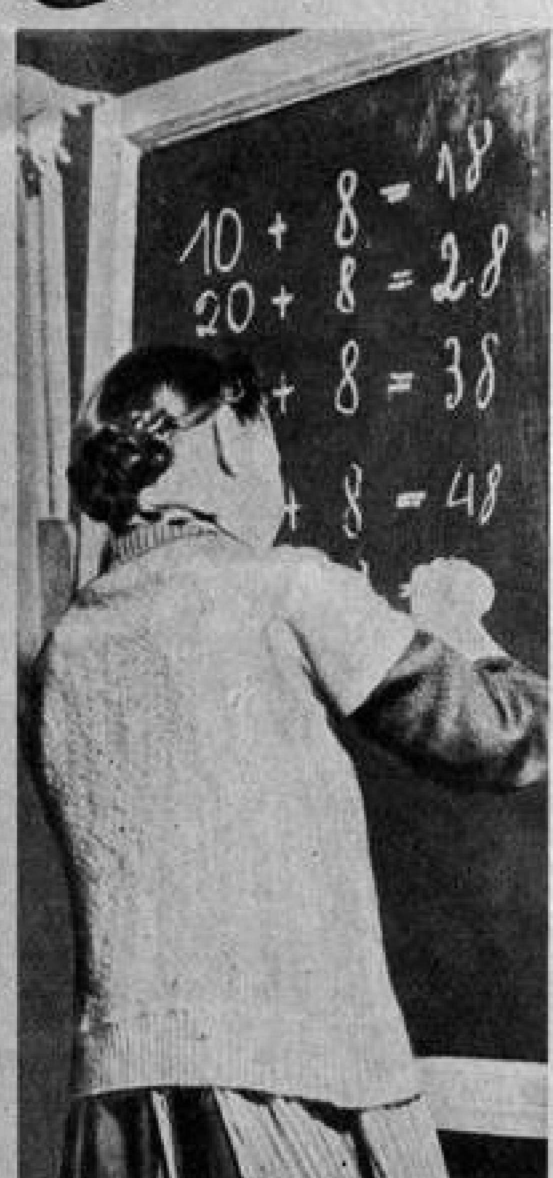
Ja, und dann ist plötzlich unser Programm zu Ende. Wir können gar nicht glauben, daß wir wirklich schon zwei Stunden hier stehen. Aber den Gästen ist es auch zu schnell gegangen.

Als es endgültig heißt „Laßt euch nicht verdrießen, einmal muß man schließen“, da müssen wir immer wieder versprechen, so etwas bald wieder zu machen, und das tun wir gern!

Ein Jungmädel
von Danzig-Westpreußen.

Jungmädel halten Schule

Singen, Spielen und das große ABC im Lager der Wolhyniendeutschen



Sie ist bemüht, alle Aufgaben gut zu lösen.

Im Gemeinschaftsraum im „Grünen Tal", der Unterkunft für die Wolhyniendeutschen, sitzen die Kinder im großen Kreis und hören uns zu, singen und spielen. Nur wenige von ihnen haben eine Schule besucht, und so ist den meisten das Mittun in einer Gemeinschaft etwas ganz Neues. Wir singen ein Kinderlied: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen". Das haben wir neulich gelernt, und einige singen schon ganz tapfer mit. Evi spielt dazu auf der Ziehharmonika. — Ja, dazu auf der Ziehharmonika.

Nun erzählt uns Margot das Märchen vom Dornröschen. Alle hören gespannt zu und freuen sich, als es endlich dem Königssohn gelingt, durch die Hecke zu dringen und Dornröschen zu befreien. Das Schönste aber ist wohl für alle, daß sie dann das Märchen auch noch spielen dürfen. Herta ist unser Dornröschen, Mariannchen darf die böse Fee sein, und der Georg ist der Königssohn. Nun brauchen wir noch den Hofstaat, und dann kann das Spiel beginnen.

Am allerliebsten spielen wir: „Eine kleine Zipfelmütze." Das versteht sogar die kleine Ella, sie legt die Hände zur Zipfelmütze über den Kopf und spaziert in den Kreis. Sie muß natürlich die erste Zipfelmütze sein . . .

Viel zu schnell ist die Spielstunde vergangen. Wir singen zum Schluß ein Lied, und dann beginnt für diejenigen, die noch nicht richtig ‚deutsch sprechen und schreiben können, die Arbeit. Wir haben die Tische zu einem offenen Viereck gestellt. Da sitzen gar viele Alte und Junge, die Mutter neben dem Kinde. Sie alle wollen so schnell wie möglich etwas lernen. Jeder hat eine Schreibvorlage, Papier und Bleistift vor sich und schaut nach der Tafel, auf der Margot das große und das kleine ABC geschrieben hat. Alle passen scharf auf und hören gut zu, damit die Laute schön sauber und vor allem deutsch klingen.

Nun geht es ans Schreiben. Langsam, Stück für Stück wird der Satz von der Tafel abgemalt. Es ist erstaunlich, wie gut es manchen schon gelingt. Aber alles Lob wird mit einem: Nix gut, muß noch viel besser werden!" abgewiesen. Dann gilt es, selbst den Satz aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Das ist schon schwerer, doch wird es stets wieder versucht.



Herta freut sich über den geglückten Satz

Zum Schluß gibt es „Schularbeiten". Alles muß zum nächstenmal recht schön gewußt werden, und mit vielen Dankesworten räumt jeder Schreibpapier und Bleistift zusammen. Nun kommt das Schönste für uns. Wir singen in dem Kreise derer, die deutsch sprechen, lesen und singen können. Mit Ziehharmonikabegleitung singen wir die schönen alten deutschen Volkslieder.

Es ist wie Erinnern in all den Menschen um uns. Sie denken wohl bei den Liedern an die Heimat, in der sie oft die Melodie gesungen haben. So ist oft zwischen den Liedern ein Schweigen unter uns. Selten erzählt einer von daheim.

Auch dann ist es nur wenig, und wir können uns noch kein Bild von ihrer fernen Heimat machen. Trotzdem, wir wollen nicht fragen. Wenn wir noch öfter



Klein-Ella spielt so gern die „Zipfelmütze".

gesungen haben, wird das schon von allein kommen.

Wir singen auch oft unsere Lieder vor und merken, daß man sie versteht. Auch diejenigen sind dabei, die erst meinten, sie wollten lieber die alten Lieder, die sie schon könnten, wiederholen.

So ruhig sind diese Stunden und so tief. Auch die anderen sitzen etwas abseits dabei. Wir spüren, wie sie fast scheu versuchen, mitzutun. Auch sie werden bald in dieser Stunde mit uns singen!

Im Kreise stehen wir, die Hände gefaßt, und singen eins unserer schönen Abendlieder: „Ade nun zur guten Nacht", oder „Kein schöner Land in dieser Zeit". Dann drückt uns jeder die Hand: „Morgen wiederkommen!" Bedarf das einer Versicherung? Das tun wir doch sowieso!

Eine Thüringer JM.-Führerin.

PÄNNKEN FETT

Ja, was ist Pännken Fett? Man kann es richtig in ein spitzes Hochdeutsch übersetzen, in eine Pfanne voll Fett. Aber lustiger ist die Geschichte von der Petersilienkatrin, die hinter ihrem Rücken „Pännken Fett" heißt. Die Jungmädel aus dem Pötterhof nennen sie so, und sie freuen sich heute noch, wenn sie an den Tag denken, als die Katrin... Aber das muß man von Anfang an erzählen.

An einem der ersten warmen Frühlingstage fuhr Katrin mit Gemüse und ersten Veilchen auf den Markt. Hier auf dem „Butterborn" hatte sich zwischen Katrin und Trude Brommelkamp aus Albachten eine ganz nette, deftige Bauernfreundschaft angesponnen, nach dem Sprichwort „eine Hand wäscht die andere".

Weil aber die Augen eines Pötterhofer Jungmädels flinker waren als Katrins Hand, sah es ein schweres, frischgekirntes „Bauernbütterken" unter Katrins Rock verschwinden. Aller Tauschhandel in Ehren, aber das war unrecht. Die Katrin hatte soviel Butter zu schmieren wie jeder andere im Pötterhof. Wenn sie sich kein Gewissen daraus machte, dann würden es ihr die Jungmädel schon in die Beine treiben.

Andern Tages mußte sich Katrin telefonisch verständigen. „Hier is Trute, Katrin bis du dao!" Inken Budde rief mit verstellter Stimme kräftig in Katrins Ohrmuschel, daß die feine Membran im Hörer knackte. „Jau, wat is de denn?"

„Et is man wiägn die Votter, ick sin jüst in Mönster up en Bahnhof un ick waocht up di vör't Hauptpotal. Veer Pündkes hav'ke metbracht."

„Jau, denn mot ick mi glieks up en Patt maken. Dat giv de naichsten Dage en ördentlik Pännken Fett. Ick will di dat guet betahlen." So versicherte Katrin und freute sich auf Trutes Bauernbutter.

Hastig lief sie die grüne Stiege hinauf und kletterte mit leerem Beutel in die münsterische „Lektrische".

Die Jungmädel standen inzwischen am Bahnhof, und mit dem Uhrzeiger um die Wette kam Katrin angelaufen und stellte sich brav und harmlos an die Sperre. Aber Trute kam nicht. Katrin ging eine Stunde auf und ab, länger noch, bis sie heiße Backen kriegte. Urlauber, die kamen und gingen, strömten an ihr vorbei. Abschied und Wiedersehen begegneten sich da. Soviel aber auch zu sehen war, Trute kam nicht. Es dämmerte schon, geschlagen trat Katrin den Rückzug an, diesmal zu Fuß.

Als hinterm Petersiliengarten die Fenster verdunkelt wurden, saß Katrin wieder in ihrer Küche, grübelte und schüttelte manchmal verständnislos den Kopf. Man konnte sich doch sonst auf Trute verlassen. In der Hecke unter dem Fenster aber wurde es lebendig. Dann guckte ein Kopf um die Stalltür, und langgezogen rief eine Stimme über die Diele: „Katrin, wu ist met Pännken Fett?"

Ach so — auf einmal ging der Petersilienkatrin ein Licht auf — die Jungmädel waren es. Verärgert biß sie sich auf die Lippen. Die Jungmädel, mit denen sie sich doch sonst immer so gut vertragen hatte! Es wurde wieder still ums Haus, und nach einer Weile huschte ein leises Lachen über Katrins Gesicht: Die verflixten Jungmädel!

Aber im Grunde hatten sie nicht so unrecht. Man konnte sich ruhig einmal von ihnen die Wahrheit sagen lassen, ohne daß eine alte Freundschaft darüber in die Brüche ging.

Eine westfälische JM.-Führerin.

SCHINKEN AUF DEN SCHUHEN

„So ein Unsinn", denkt ihr natürlich, und wir haben ebenso gedacht, als uns die Klettners Martl ganz strahlend ihre Schuhe zeigte und sagte, da hätte sie Schinken drauf.

Und dann hat's im Grunde doch gestimmt. Die Martl hatte nämlich im letzten Heimnachmittag gerade das Oberteil von ihren Strohschuhen fertig bekommen. Die machen wir Mädel in der Rhön jetzt selbst, dann brauchen wir unsere Lederschuhe nicht so oft zu tragen und helfen sparen. Unsere Strohschuhe sehen sehr lustig aus und haltbar sind sie auch. Sie sind aus einem langen Strohzopf, schön über den Leisten gearbeitet und mit einer bunten Kante aus einem Bast- oder Wollrest verziert.

Nur mit den Sohlen ist es manchmal schwierig. Leder kommt ja nicht in Frage, wenn man nicht gerade wie die Krügers Elsbeth eine alte Schultasche zum Zerschneiden hat. Mit Filzresten geht es ganz gut, nur halten sie eben nicht so lange.

Das hat sich die Martl auch gesagt und ist auf die Suche nach einem „neuen Werkstoff" gegangen. Vom Boden bis hinunter in den Keller hat sie das ganze Haus durchstöbert, bis sie schließlich in einem Winkel eine ziemlich große Speckschwarte fand. Die war schon uralt und wirklich zu nichts mehr zu gebrauchen. Aber immerhin war es Schweinsleder und also gerade das Richtige für Sohlen. Die Martl ist mit ihrem Schatz dann spornstreichs zum Schusterfranz gelaufen. Der hat wohl erst ein wenig den Kopf geschüttelt, aber dann hat er doch gebrummt: „Na, meinetwegen, komm morgen wieder."

Natürlich hat die Martl kaum den nächsten Tag erwarten können vor lauter Neugier. Aber als sie dann die fertigen Schuhe in der Hand hielt, hat sie doch gestaunt. Ganz erstklassig sahen sie aus, viel besser als gekaufte.

Und der Schusterfranz hat dabeigestanden und geschmunzelt: „Was ein rechter Schuster ist, der muß sich eben mit sämtlichen Ledersorten auskennen. Und wenn einer unbedingt Schinken auf den Schuhen haben will — warum schließlich nicht."

Seitdem trägt also die Klettners Martl Schinken auf den Schuhen, und wer's noch nicht glauben will, muß den Schusterfranz selber fragen.

Ein Jungmädel aus der Rhön.

Soldat auf Urlaub



Die Schulen hatten wieder angefangen. So einen Winter hatte es in Westerndörpe lange nicht mehr gegeben, bis unter die Betten krochen Frost und Kälte . . . Und einen Überschuß an Feuchtigkeit gab es in diesem Frühjahr!

Alle Äcker standen unter Wasser, alle Gräben waren überschwemmt, die Weiden ertranken fast im Fluß . . . Die Kinder aus Westerndörpe mußten mit dem „Bimmelanton" in die nächste Stadt fahren, wenn sie etwas lernen wollten.

Die kleine, ratternde Eisenbahn war immer bis hinten an den Schwanz voller Menschen. Ein Trupp Westerndörper Jungen und Mädel rannte um die Mittagszeit der zischenden Lokomotive zu, die atemlos im Bahnhof einlief, und bald war jedes Abteilfenster ein Bilderrahmen um lauter fröhliche Gesichter.

Zwischen Marktweiblein und Kiepenkerlen, zwischen Soldatenurlaubern und Bauern hockten die „Spatzen" und Frechdächse aus dem Papendieker Bruch. Eine weiche, warme Frühlingsluft hing schon in den Kleidern, wenn auch verwischt mit dem echten, typischen Schulgeruch feuchter Kreide, nasser Schwämme und Tafellappen.

Der Gefreite Armin Schründer mußte sich sogar dünn machen in seiner Fensterecke, vor diesem Schwarm froher Kinder. „Alle Vögel sind schon da . . .", so oder ähnlich hätte er jetzt singen können.

„Armin, du kommst auf Urlaub?" stürzte da fragend und drängend eins nach dem andern auf ihn zu. Das Fragen und Wissenwollen nahm kein Ende. Alle Menschen waren plötzlich davon angesteckt, sogar der Kienporstbauer erzählte von Einquartierung, und die Elsbe Arens schloß diese Berichte damit, daß sie von den polnischen Gefangenen erzählte, die den ganzen Winter über die Kohlenschlepper auf dem Kanal gelöscht hätten. Das alles und was sonst in Westerndörpe geschehen war, mußte Armin Schründer erfahren.

Wie staunte er, daß die kleine Elsbe so groß geworden war. „Nun bist du gar nicht mehr die lütt Dern wie früher", und manche Ulkerei wurde da wieder lebendig . . . „Armin, staune mal, die Elsbe Arens hat ab heute die Westerndörper Jungmädel zu führen. Na, du weißt, das ist kein Pappenstiel, die so richtig in den Dienst einzuführen."

„Bist wohl mächtig stolz, Elsbe? Aber ich trau's dir schon zu, wo du doch mit lauter starken Jungen unter einem Dach groß geworden bist. Da muß man was Tüchtiges können."

„Armin, kommst du? Wir wollen zur Weidenbrücke und den Frühling einsingen, wir sperren den Markt ab, dann müssen alle Bauern und Leute an unseren Liedern vorbei — und mitsingen, du auch, Armin! Komm doch mit!" Alle bestürmten ihn mit Bitten.

Er wollte es sich überlegen, und er durfte sich auch ein Wunschlied ausbitten. Bald flatterte die Nachricht vom Jungmädelsingen durch alle Gänge, alle Bänke, — durch alle Herzen, und gewiß würden viele Menschen kommen, es würde ein großes, frohes Singen werden für die Soldaten, die in Urlaub kamen . . .

In ihrer Vorfreude sangen sie gleich ein Soldatenlied nach dem andern, zuletzt das von dem Leutnant und den zehn Mann.

Armin hatte seine helle Freude. Ein empfindlicher Zuhörer aus dem Nebenabteil steckte zwar beschwerdeführend sein Gesicht um die Ecke, aber die Freude ist immer stärker als der Griesgram. „Armin, wir warten auf dich!" riefen die Kinder dem großen Soldaten nach . . .

So war es also, wenn man auf Urlaub kam in die Heimat, alles freute sich darauf. Nachdenklich stand Armin unter den eiligen, hastenden Leuten. Soldat war er mit Leib und Seele, und da war es kein Wunder, daß er mit seinen Gedanken noch bei der Mannschaft war — er schämte sich dessen nicht.

Die Freude, zu Hause zu sein, war so unerwartet und neu. Mit den Jungmädeln war ihm die Heimat schon entgegengekommen. Erklären konnte man das nicht in Worten. Da draußen war man im Kampf, da war Krieg, da war man Soldat.

So war es. Zugleich war man empfänglich für die zartesten Dinge, für die Wünsche und Grüße von daheim, sie gaben erst die Gewißheit, daß man nicht auf verlorenem Posten stand.

Und nun liefen ihm die Kinder buchstäblich in die Arme, viele davon hatte er aus der Wiege wachsen sehen. Helle, kluge Gesichter hatten sie und fröhliche Augen.

Man hatte sich das in Gedanken alles so vorgestellt, es war so etwas Begehrtes, nicht, weil man es nicht hatte, sondern weil man es draußen erst schätzen lernte. Es gab dem Leben erst den letzten Sinn.

Es wuchs ja eine solche Kraft in dem Soldatentum, die ihm nicht allein gehörte, sondern all den Frauen, den Müttern, den Kindern daheim, dem ganzen Volk. „Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit, reißt die Fahnen höher Kameraden, wir fühlen nahen unsere Zeit, die Zeit der jungen Soldaten . . ."

Diese Lieder begleiten ihn durch jeden Kampf. Es war eine starke Kraft in dem Bewußtsein, daß auch die Mädel in der Heimat den Sinn solcher Worte begriffen, daß sie solche Lieder kannten.

Ganz einfach, selbstverständlich wird der Kampf besungen, man sieht nicht das Furchtbare darin, sondern das Unabänderliche, das Reinigende, das Befreiende. Auch er, Armin Schründer, dachte da draußen nicht an den Tod.

Er war nur bereit, zu kämpfen, und diese Bereitschaft zu kämpfen schloß die Möglichkeit zu sterben in sich ein, denn im Eid hatte er es so gelobt. Es war ja alles so natürlich.

„Wenn die Stürme Leben wecken, fängt im Land ein Singen an . . ." Das waren die Jungmädel, die da sangen auf der Weidenbrücke. Und wenn er richtig hinsah, dann war da schon ein großer Kreis Männer, Frauen und Kinder zusammen.

Graue Soldatenröcke und dazwischen die Mädel aus Westerndörpe, das gab einen guten, harmonischen Klang . . . Und er dachte, ein Volk, in dem die Bereitschaft zum Kämpfen und die Freude zum Leben so miteinander eins sind, das kann nie mehr untergehen.

Annemarie Peter.





Auch wir Jungmädel waren dabei

Seit Tagen saßen wir Jungmädel Ende August an den Lautsprechern zu Hause oder im Heim und hörten die Nachrichten, fieberhaft, mit klopfenden Herzen! — Wann kommt die Stunde der Entscheidung? — Wird Polen endlich Einsicht haben und bleibt Hunderten, ja Tausenden von Soldaten der Kampf erspart?

An das Wort „Krieg" mochte man gar nicht denken und sprach es darum auch nicht aus. Unser Glaube an den Führer war ja unbändig, und doch ließ uns dieser Glaube unsere Hände nicht müßig in den Schoß legen. Wenn der Führer uns brauchte, dann würden auch wir Mädel bereit sein.

Und so kam der 1. September heran. Als am dämmernden Morgen die „Schleswig-Holstein" ihre schweren Geschütze auf die Westerplatte richtete, klang mit dem gleichen Donnern der Ruf der Glocken: „D a n z i g i s t h e i m g e k e h r t i n s R e i c h !"

Jetzt wurden wir gebraucht. Früh um fünf Uhr saß schon ein Teil der Mädel in irgendeiner Halle und putzte Gemüse, schälte Kartoffeln, trug schwere Wassereimer, war überall da, wo Hilfe notwendig war. Manchmal sangen wir auch ein klein wenig dazu, und das half den Händen, schneller zu arbeiten, flinker zuzupacken.

Und wenn mittags die dampfenden Gulaschkanonen abfahrbereit draußen standen, wanderten unsere Gedanken mit weit hinaus. Unseren Soldaten wird es schmecken, haben wir doch alles mit so viel Liebe zubereitet. Überhaupt — unsere Soldaten! Wie oft sind wir bei ihnen gewesen. Während sie unsere großen Pakete öffneten, sich über den Inhalt freuten und die beigelegten Blumen an den Helm steckten, hörten wir auf das Pfeifen der Kugeln über uns.

Soldat Hinz zog jedesmal seinen Kopf ein, lachte dann aber herzlich, wenn er merkte, daß er Jungmädeln dadurch keinen Schreck einjagen konnte . . .

Es waren ja die Weizenfelder bei Oliva, die schossen, und die Kugeln saßen drüben bei den Polen hinter Adlershorst. Wir fühlten uns hier bei den Soldaten sicherer als zu Hause. Da hatte man vier enge Wände um sich und konnte nicht helfen. Die Polen schossen erst abends oder nachts, und dann war es bitter genug, in den Luftschutzraum zu müssen.

Fester wickelten wir uns in die Decken und Soldatenmäntel. Es war ja schon tüchtig kalt. Wir blieben aber am Hang liegen und sahen immer wieder auf die weite Danziger Bucht. Über Matemblewo und Langfuhr flogen schwere Sturzbomber. Durch das Fernglas konnte man alles deutlich erkennen. Der erste war schon über Neufahrwasser — ganz hoch — ein winziger Punkt — plötzlich blieb der Motor stehen, das Flugzeug stürzte senkrecht in die Tiefe . . . In diesen Sekunden liegt für den Kampfflieger Leben und Tod ganz eng zusammen.

Plötzlich hörte ich neben mir eine Stimme: „Die sitzt aber!" — Und wirklich, die Maschine hatte sich wieder gefangen, die Bombe hatte eingeschlagen, und majestätisch stieg der Vogel zu den Wolken empor. „Da sind Kerle drin!" sagte Heinz anerkennend.

Einmal haben wir auch den Tod sehr nahe zu spüren bekommen. Nach dem letzten polnischen Feuer waren zwei von unseren Soldaten draußen liegen geblieben, dicht vor der kleinen Steinmole. Einige Kameraden versuchten, noch einmal vorzukommen, um sie zu holen. Lange, sehr lange kamen sie nicht zurück. Unerträglich waren diese Minuten . . . Endlich lösten sich aus Pulverdampf und Strauchwerk Gestalten, kamen heran — schwiegen.

Aber einer trug in seinem Stahlhelm eine kleine Katze. Wir haben das blanke Fellchen gestreichelt, und ein kleines Köpfchen suchte Schutz in unseren warmen Händen. „Peterle" heißt der kleine Findling, weil er ganz schwarz von Dreck und Rauch war . . . Und jetzt ist er bei Mutter zu Hause . . .

Am Tage darauf war es. Wir hatten wieder fleißig geschafft, um die Feldküchen zu versorgen. Sie waren nun auf der Fahrt zu den Soldaten; wir aber konnten nach Hause gehen.

Ganz rot stand der Himmel über den dunklen Bergen, und manchmal zuckte es hell auf wie beim Wetterleuchten — ferne hörte man das Grollen von Geschützen.

Lange wanderte ich schon auf der Landstraße nach Zoppot zu — nur bis Oliva durfte der Autobus fahren, darum blieb mir nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Hause zu gehen.

Ich war nicht allein. Zur rechten Seite unter den hohen Bäumen standen viele feldgraue Wagen mit je vier Pferden davor.

Bunte Blumen steckten im Zaumzeug, lagen auf dem Plan und schmückten die Jacken der Soldaten. Müde mußten sie sein, lang ausgestreckt lagen sie überall dort, wo ein freies Plätzchen war.

Als ich wieder die Mitte der Kolonne erreicht hatte, fiel mir eine ulkige Gestalt auf. Sie hatte ein buntes Röckchen an, eine Zeltbahn um die Schultern gelegt, aus der heraus eine kleine Hand mit



einer riesig langen Peitsche reichte. Vom Kopf war nichts weiter zu sehen als zwei kleine festgeflochtene blonde Zöpfe und ein großer Stahlhelm.

Immer, wenn es einmal ganz besonders hell am Horizont aufleuchtete oder von

unseren deutschen Batterien hinter Oliva bei Weißenfeld Schüsse über unsere Köpfe hinweg in die feindlichen Stellungen pfiffen, rutschte der Rand von dem Stahlhelm beängstigend tief nach vorne über. Fast hätte ich geglaubt, das kleine Soldatenpersönchen hätte sich erschrocken, wenn nicht eine sehr beherzte und kräftige Stimme, besser als ein Feldwebel mich angewettert hätte: „Wirscht du mal von meinem Pferdschen gehen, isch geb dir gleisch eins mit meiner Peitsche, jetzt hab isch die Wache, mein Soldat, der schläft doch.“ Und mit Nachdruck kam es hervor: „Kretscher Lorbasch — du!“

Mir blieb nichts anderes übrig, als ehrfurchtsvoll meinen Platz neben den Pferden zu verlassen, und gerade, als ich mich dazu entschloß, weiterzugehen, merkte ich, wie sich ein Unteroffizier ein klein wenig aufrichtete, die Augen merkbar öffnete, erst mich ansah, dann den großen Stahlhelm mit den blonden Zöpfen darunter und sich dann ganz beruhigt auf die andere Seite legte. Er konnte sich auf den bunten Soldatenrock verlassen.

Eine Danziger JM.-Führerin.

Der Flak-Urlauber

Mitten im Getriebe des Frankfurter Hauptbahnhofs stand er, feldmarschmäßig bepackt mit Gewehr, Tornister, Stahlhelm und Gasmaske. Aber noch viel mehr hatte er zu schleppen — am Koppel und Tornister, am Brotbeutel und den Mantelknöpfen baumelten kleine Päckchen, und neben ihm, am Bahnsteig, lehnten zwei mächtige Pappkästen.

So stand er noch, als Suse und ich, wir beiden vom „Lotsendienst“ des Bahnhofs, unsere zweite Runde bei den Bahnsteigen begannen. „Bepackt wie Knecht Ruprecht“ meinte Suse. Er hat's gehört, dreht sich zu uns um und lacht: „Alles für die Kameraden der Kompanie, die anderen haben noch keinen Urlaub, und da bringe ich halt die Packerl aus der Heimat mit, bin schneller als die Feldpost!“

„Die werden sich aber draußen freuen“, sagen wir zwei. „Haben Sie lange Aufenthalt?“ — „Ach, drei Stunden!“ — „Drei Stunden? Und da wollen Sie die ganze Zeit hier stehen bleiben?“ — „Oh, das macht doch nichts. Ich hätte mir ja ganz gern mal die Stadt angesehen, aber . . .“ — „Wir wollen schon Wache halten“, versichern wir rasch, „wir achten auf die „Packerle“ wie die Luchse!“

Erleichtert guckt sich der Flak-Urlauber aus der Ostmark unser schönes Frankfurt an, und inzwischen sitzen auf dem Bahnhof zwei Jungmädel auf einer Kiste, vor sich einen Berg von Päckchen und Paketen.

Wir haben ihm noch in seinen Fronturlauberzug geholfen und bekamen zum Dank einen festen Händedruck und ein „Heil Hitler, kleine Kameradinnen“! Wir sind sehr stolz auf diesen Titel gewesen.

Ein Jungmädel aus Hessen-Nassau.



Wieder hat sich ein Jahrgang zehnjähriger deutscher Jungen und Mädel zu uns gefunden, wieder freuen sich viele Tausende von neuen Pimpfen und Jungmädeln auf das Leben in der großen Gemeinschaft der deutschen Jugend. Es ist uns längst selbstverständlich, daß diese Gemeinschaft eine Einheit ist, daß keiner nach dem Beruf oder gar nach dem Geld des Vaters fragt. Wir können uns kaum noch vorstellen, daß es einmal anders war und daß es auch heute noch Länder gibt, in denen die „Klasse“ alles bedeutet.

Wie aber sieht es in England, dem angeblich freiesten Land der Erde aus? Gewiß, es gibt dort eine dünne Oberschicht, die tun und lassen kann, was sie will. Ihre Kinder sind von klein auf mit allem erdenkbaren Reichtum umgeben und müssen sich schon mit zehn Jahren wie kleine Damen und Herren benehmen können. Dafür wohnen sie in Palästen oder auf großen Landgütern und besuchen die teuersten Schulen, wie Eton, Harrow oder Winchester, in denen das Schulgeld jährlich bis zu 10 000 RM. kostet.

Der Besuch dieser Schulen gibt allein das Recht, sich in England zur guten Gesellschaft zu zählen und mit entsprechendem Hochmut auf die unteren Klassen herabzusehen. Es ist klar, daß nicht einmal 1 v. H. der englischen Bevölkerung sich diesen Luxus leisten kann. Die übrigen 99 v. H. sind nicht gesellschaftsfähig und für den „Gentleman“ nicht vorhanden.

„Armer Hund“ ist die Bezeichnung des vornehmen Engländers für alle Menschen, die nicht seiner Klasse angehören. Kein Etonschüler würde mit Jungen aus dieser Schicht Sport treiben, keine Tochter aus gutem Hause würde mit einem Arbeitermädel spielen . . . Ein großer Teil des englischen Volkes lebt durch die ständig wachsende Arbeitslosigkeit in einem unvorstellbaren Elend.

Eine Abordnung englischer Arbeiter richtete vor einigen Wochen ein Gesuch an den englischen Minister Elliot, in dem sie diese unhaltbaren Zustände schildert.

Es heißt da: „Wir haben jetzt nach einem halben Jahr Krieg nichts mehr, was wir verkaufen oder verpfänden könnten. Viele von uns sind bereits aus ihren Wohnungen vertrieben worden, die meisten wissen nicht mehr, wovon sie ihren Kindern Brot kaufen sollen. Sie müssen betteln gehen, denn die versprochene Arbeitslosenunterstützung ist zum größten Teil auch jetzt nach Monaten noch nicht ausgezahlt worden. Bitte, Herr Minister, helfen Sie uns und geben Sie uns endlich über unser Schicksal Klarheit.“

Was aber antwortet der Minister darauf? „Da ihr Klarheit verlangt, will ich sie euch geben: Wir brauchen euch nicht, ihr seid eine Last für uns. Zuerst müssen wir einmal Krieg führen.“

Das ist die Antwort eines englischen „Gentleman“ auf die Klagen von hunderttausenden hungernder Menschen des eigenen Volkes. Die englische Plutokratenjugend aber folgt getreulich den gleichen Spuren. Schließlich wollen sie ja auch einmal alle „Gentlemen“ und „Ladies“ werden.

Suse Harms.



Auch von den Jüngsten verlangt man, daß sie sich wie Erwachsene benehmen. Ist es da ein Wunder, wenn ihnen alle Natürlichkeit verlorengeht?

und Elendsvierteln



Während die Schüler der oberen Bevölkerungsschichten sogar zum Wehrsport Frack und Zylinder tragen, wächst der größte Teil der englischen Jugend in einem für uns fast unvorstellbaren Elend heran

Ganz geheuer scheinen den beiden vornehmen Schülern aus Eton die „feixenden" Straßenjungen nicht zu sein.

Arbeitslose Familien, die ihre Miete nicht bezahlen können, werden von der Londoner Polizei einfach auf die Straße gesetzt. In anderen Orten können die Kinder kaum die notwendigste Milch erhalten

Schon im Jungmädel- und Pimpfenalter müssen die Jungen und Mädel der englischen Oberschicht vollendete kleine „ladies" und „gentlemen" spielen